

Illustriertes Sonntags-Blatt

Wochenschrift
zur Unterhaltung und Belehrung.

1916. Nr. 34

Setzte Liebe!

Roman von J. Dalden.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Das junge Paar reiste ab, noch ehe der Nachtschiff herumgereicht wurde. Sie wollten den Sechszug benutzen, der Anschluß hatte an den Orientexpress nach Paris. Fanny hatte kaum eine Träne geweint, ihr ward der Abschied aus dem Elternhaus nicht schwer! Ganz und gar nicht! Sie sah bildhübsch aus in dem weiten, hellen Reisemantel und dem schleierumwachten Filzhut, sie fühlte sich als das, was sie von nun an war: eine reiche, schöne Frau! — Das hatte ihr immer und immer als erstrebenswertestes Ziel vorgeschwebt und nun hatte sie es erreicht! — Sie selbst sich erlöst! — Und nachdem sie noch einen letzten Blick aus dem Wagenfenster getan, dem alten Forsthaus einen Gruß zuzuwinken, wandte sie sich lächelnd und strahlend dem Gatten zu, der ihre beiden Hände umfaßt hielt und sie jetzt an sich zog mit dem kurzen, jubelnden Worte: Mein

Die Hochzeitsgesellschaft, so klein sie war, beherrschte jetzt eine ganz feuchtfrohliche Stimmung! Das Essen war tadellos gewesen, nicht minder die Weine, ganz besonders ein abgelagerter Ahmannshäuser, der in uralten, geschliffenen Gläsern gereicht worden war. — Man konnte sagen, daß es ein selten-schönes, harmonisches Familienfest gewesen war! Das gaben vor allem die Eltern Luzius zum Ausdruck, besonders der Bürgermeister selbst, der die Brautmutter zu Tisch geleitet hatte. Selten wohl hatte er sich so gut unterhalten als mit dieser Frau, die klug und gewandt, dem Gespräch die Richtung zu geben wußte und meisterlich verstand, ihn dahin zu lenken, wo sie ihn haben wollte.

Und Manfred Luzius liebte es gleichfalls, mit Worten zu spielen, Gespräche anzubahnen und da und dort anzuklopfen, um sich danach ein Urteil zu bilden. Es machte ihm Freude, den Gegner dadurch aus seiner Reserve zu locken, ihn auf einer Blöße zu ertappen, so wie ein gewandter Schachspieler durch einen sehr klugen Zug den Partner aufstachelte. Es machte ihm Freude, die Feinheit zu bewundern, mit der Frau Eltern alle diese kleinen Rüge zu vereiteln strebte und wie sie ihn schließlich in eine Art Sackgasse geführt hatte, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Natürlich betraf es das Brautpaar, die Zukunft des Sohnes. „Also es bleibt dabei, nicht wahr?“ fragte Frau Eltern dringend und hielt ihm ihre breite, gepflegte Hand entgegen.

Er nahm sie zögernd, wie ihr schien. „Ja, ja, Verehrtester, Handschlag gilt so viel als Manneswort!“ sagte sie jetzt mit leisem Lachen.

„So flug! So flug!“ — und er führte ihre Hand leicht an seine Lippen.

Aber während er jetzt sinnend sich in seinen Sessel zurückbog, kam ihm dennoch keine Neugier, wie oft, wenn ihm eine Zustimmung irgendwelcher Art abgerungen worden war.

Er staunte über sich selbst! Es war nicht der edle Wein, nicht das vorzügliche Mahl, das ihn in diese Stimmung gebracht! Es war etwas in diesem Haus, was ihm wohl tat, etwas, was er bei sich daheim unbewußt gesucht und oft vermißt hatte! Sein Blick glitt über die kleine Tafelrunde durch den langgestreckten Raum, durch dessen weit offene Fenster der Wald sich erschloß in den goldrot leuchtenden Farben des Herbstes. Wie schön das war! Dieser Friede da draußen und dieser trauliche Zauber hier drinnen in diesem Haus, der ihn gefangen genommen mit dem ersten Schritt, den er über seine Schwelle getan! Der da sprach aus jedem Winkel, von jeder



Vom italienischen Kriegsschauplatz:

Dieses Bild zeigt den lebhaften Transportverkehr österreichisch-ungarischer Truppenteile auf den schmalen Schlingelwegen des Alto-Adige.

Man, aus so viel steinigleiten, die eben zum Tag des Lebens gehören und auch wieder nicht gehören, die das Wohlbehagen nur erhöhen, ohne eine Notwendigkeit zu sein.

Es gibt Leute, deren Haus in einem Blumengarten steht, die aber versäumen, eine Blume auf den Tisch zu stellen, in den Alltag des Lebens! Die nur dann ihr Haus schmücken, es mit Freundlichkeit erfüllen, wenn ein Fest bereitet wird oder ein Gast kommt! Solche Häuser sehen dann aus wie „zurechtgemacht“, sich selber fremd und keiner fühlt das intensiver als der Gast selbst.

Manfred Luzius war ein feiner Kenner des Lebens, er sah alles mit dem geschärften Auge jener Klugen, die mit ihren Tagen und Stunden rechnen, jenen, die den Genuß des Augenblicks mit jeder Faser ihres Seins auszukosten verstehen. Darum wußte er, dies Haus war immer so voll Traulichkeit, voll Wärme, voll Licht, wie es ihm heut und gestern erschien. In diesen alten Kaminvasen standen immer Tannenbrüche und auf dem uralten Kronleuchter gebrach es nie an Kerzen. Nicht wie bei ihm zu Haus, wo die Lampen nie in Ordnung waren, wo eine so kalte, muffige Luft dem sogenannten Salon eigen war. Er erinnerte sich nicht, je eine Blume in seinen Wohnräumen gesehen zu haben, außer den staubigen Blattsplanzen, die auf dem Fenster Sims des Wohnzimmers kümmerlich!

Es lag wohl an der Hand, die sie pflegte! Und waren nicht Kinder auch anvertraute Pflanzen, die dort gediehen und dort verkümmerten? Wunderbare Gedanken kamen und gingen ihm, wie er da so versunken saß. Schwere, ernste Gedanken, die das Lächeln von seinem Gesicht nahmen!

Von neuem klangen jetzt die Gläser zusammen, er hatte nicht einmal acht gehabt, auf wen oder was eigentlich angestoßen wurde. Er war so ganz von seinen Gedanken erfüllt. Und in diesem Sinn knüpfte er nur an das gehabte Gespräch wieder an.

Frau Elten dachte bei sich, die schnelle Zusage bereut er, aber ich gehe keinen Schritt zurück auf dem einmal eroberten Feld. Um so erstaunter war sie, als Luzius das Gespräch auf Susi lenkte. Ganz entzückt sprach er von ihrem Interesse an Literatur und Lektüre, das wirble alles nur so herum in ihrem Köpfchen und er hätte sich ganz köstlich mit ihr unterhalten! Aber schade sei es, daß da nicht jemand eingriffe, der ihren Hunger nach Lesestoff in geeignete Bahnen lenkte — sehr schade sogar! Dann das Märchen, das sie da geschrieben, sei ganz allertierlich, — ganz überrascht sei er gewesen! — ganz überrascht!

Frau Elten legte das Dessertmesserchen kopfschüttelnd aus der Hand. . . „Sie, Susi . . . ein Märchen geschrieben? Davon weiß ich ja gar nichts! . . .“ Sie war ganz atemlos vor Staunen — vor Empörung! Das ihr, der jeder „Blaustrumpf“ ein Greuel war! Wirklich, es wurde Zeit, daß sie sich ernstlich um Susi kümmerte! Eine schreibende Tochter, das hatte gerade noch gefehlt! Sie war eben noch nach der alten Schule und ihre Töchter sollten tüchtige Hausfrauen werden, aber sich nicht auf Gebiete begeben, wo sie nicht hingehörten. Warum der Bürgermeister sich eigentlich so ereiferte, so entzückt tat? Sie hörte nur halb zu und als er jetzt die Frage an sie richtete: „Wären Sie einverstanden, meine verehrteste Frau?“ sah sie ihn verständnislos an.

„Womit denn? Verzeihen Sie, ich hatte Ihre Frage überhört, ich bin ganz außer mir über Susi!“

„Geben Sie uns Ihr Töchterchen über den Winter! Sie kann ihre Stimme ein bißchen ausbilden, kann Vorträge hören, das Theater besuchen, in der Frauenschule den Nähkurs besuchen, kurz hören, sehen, lernen! Sehen Sie, hier der Winter in Ihrem Forsthaus ist doch so eintönig für so ein lebensfrisches Mädel, und bei uns würde sie Gelegenheit haben, ein bißchen Jugendfreude zu kosten! Machen Sie mir die Freude, sagen Sie ja, verehrte Frau!“ drängte er lächelnd und hob sein Glas.

Frau Elten sah sinnend vor sich nieder. Sie hatte „dem Kind“ die Freude gegönnt, es hatte wenig genug für seine neunzehn Jahre, wo andere doch mit vollen Zügen genießen. Immer hatte man die Jüngste nicht für erwachsen gelten lassen, solange Hanni im Hause war, immer hatte man sie als Badschiff behandelt, und um die schönsten Jahre war sie eigentlich gekommen!

„Noch eins, meine verehrte Frau! Ich habe den Wunsch, daß sich unsere Häuser in Freundschaft nahe stehen und durch den Bund unserer Kinder diese Freundschaft immer fester geknüpft werden möchte in gegenseitigem Vertrauen!“ sagte Luzius leise und warm.

Frau Elten reichte ihm schweigend die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund!“

„Und Susi? Sie darf zu uns kommen, nicht wahr?“

Luzius blid folgte dem von Frau Elten an das untere Ende der Tafel, wo Susi saß in dem weißen Spitzenkleid, das sie schon den Abend vorher getragen.

Ihr Tischherr, ein junger Stabsarzt, unterhielt sich eifrig über den Tisch mit dem gegenüber Sitzenden. „Sehen Sie, da träumt sie vor sich hin, statt sich an der Unterhaltung zu beteiligen!“

meinte Frau Elten seufzend. „Was habe ich schon für Ärger mit dem Mädelchen gehabt! Von allen ist sie am schwersten zu erziehen gewesen! Ein Tropf Stedt in ihr, der nicht zu brechen ist!“

„Vielleicht doch!“ sagte Luzius lächelnd und hob sein Glas, seine Augen begegneten dem dunklen Blid von Susi.

„Ich werde noch heut mit meinem Gatten sprechen!“ begann jetzt Frau Elten. „Wenn Susi einmal heraus käme und etwas Nützliches lernte. Ein Näh- und Schneidkursus wäre mir sehr erwünscht und hier fehlt jede Gelegenheit.“

„Also abgemacht!“ rief Luzius fröhlich. Die Gläser klangen zusammen und dann hob Frau Elten auf einen Augenwink ihres Mannes die Tafel auf.

Nachdem sich die Herren ihrer Zigarette versichert hatten, folgten sie den Damen nach dem See hinunter, wo farbige Lampen und silberner Mondschein die Wege erhellten.

Es war ein wundervoller, warmer Abend, der an den Sommer gemahnte, wäre nicht das raschelnde, gelbe Laub gewesen, das überall die weiten Rasenplätze bedeckte.

Aber noch blühten die Spätrosen und entzündeten ihren süßen, betäubenden Duft, und die Georginen hoben ihre duftlosen Köpfchen verträumt ob der versäumten Sommerpracht.

Frau Elten hatte diesen Spaziergang in Szene gesetzt, war aber bald zurückgekehrt in das Haus. Sie mußte sehen, ob ihre Befehle pünktlich besorgt wurden, das Wohnzimmer gut gelüftet war, ehe das kalte Büffet aufgestellt wurde.

Erna überwachte das Anzünden der Lampen und Kerzen und Manfred entfortte die Flaschen zur Bowle, aber Susi war natürlich nicht da, um helfend zur Hand zu sein.

Die drückte sich mal wieder. Frau Elten rief umsonst wieder und wieder den Namen ihrer Jüngsten durch Haus und Garten.

Susi hatte ihre Pflichten, die die Mama ihr nach Aufhebung der Tafel überwiesen hatte, vollständig vergessen.

Sie war mit den Gästen hinunter zum See gegangen und dort war sie mit „Onkel“ Luzius, wie sie ihn von nun an nennen durfte, zusammengetroffen.

Ihren Arm nehmend hatte er ihr erzählt, daß die Mama einverstanden sei, daß sie zum November ein paar Monate zu ihnen komme und singen, lochen, schneiden und tanzen lerne.

Da hatte sie glückselig und leise gelacht, wie Susi zu lachen pflegte. „Freust du dich denn?“ hatte er gefragt.

„Wie kannst du noch fragen, Onkel! Ich habe ja nichts, nichts anderes mehr gedacht seit gestern Abend! Denk doch nur, wie wunderschön das sein wird für mich! Euer kleines, nettes Theater, von dem schon Erna so schwärmt! Ach, und all deine vielen, vielen Bücher! Deine Schätze von Pompeji und Rom und Ägypten! Das alles soll ich sehen, alles! Wie mir mein Herz schlägt vor Glück!“ und sie hob die Hand gegen ihr Herz.

Sie waren stehen geblieben. Vor ihnen schimmerte der See wie flüssiges Silber, schwarz und schlank bauten sich die Tannen zu beiden des Weges vor ihnen auf.

Immer hätte er so weiter gehen mögen, der jungen Stimme lauschen, die ihm ein Wunderland erschloß, ein Wunderland von Gedanken, von Wißbegier . . .

„Ja, es wird, es soll dir gefallen, du Waldkind mit den Märchen-gedanken. Der Winter wird mir diesmal nicht lang werden . . . wie sonst so oft! . . . Besonders die Abende! Und wenn ich so recht arbeitsmüde bin, dann wirst du mir ein Märchen erzählen, alle deine Märchen, Susi . . .! Und es wird dir nicht zu still werden bei uns. Nach Weihnachten, wenn das Herrenhaus zusammentritt, nehme ich dich mit nach Berlin! Das wird dir gefallen“, schloß er lächelnd.

„Ach, Onkel Luzius! Wie soll ich dir nur danken!“ und in der stürmischen Freude, die sie erfüllte, bog Susi sich nieder und küßte seine große, gepflegte Hand.

Noch nach Jahren erinnerte sich Manfred Luzius dieser Stunde, dieses Augenblicks. Des stillen, mondhellen Sees, dessen klarer Spiegel wie Silber schimmerte, der ernsten, schlanken Tannen, die zu beiden des Weges sich aufbauten, und der großen, reinen Freude, die ihn erfüllte, die alles auslöschte, was an Bitternis in ihm sich angesammelt hatte.

Frau Luzius legte mit nachdenklichem Lächeln den eben erhaltenen Brief ihrer Tochter Lilia aus der Hand.

Es dämmerte schon und sie nahm die Arbeit, eine feine Leinwanderei, nicht wieder auf. Ihr Blid glitt durch die Scheiben des breiten Fensters, an dem sie jeden Nachmittag saß. Ein feiner Nebel lag über den alten Dächern, er überzog das holperige Pflaster der Gasse mit feinem Sprühregen, grau in grau spannte sich der Himmel nun schon seit Tagen über der kleinen Stadt.

Frau Luzius seufzte. Was dem Mädel, der Lilia, nur einfiel! Immer von neuem schob sie den Hochzeitstag hinaus, immer neue Pläne spann ihr beweglicher Geist, immer neue Gründe führte sie an, die ihre Heimkehr verzögerten.

Ein ganzes Vierteljahr wollte Lilia nun schon in der Berliner Pension, um ihre Gesangsstudien aufzubessern und Italienisch zu lernen. Es war wie ein Fieber über sie gekommen, zu lernen, bevor sie Dr. Nissens angebetete Frau wurde.

Der erfüllte jeden ihrer Wünsche, ihre törichten Einfälle, war einfach Wachs in Lillas schmalen Kinderhändchen. Auch zur Hinauslegung des Hochzeitstermins in den Januar hatte er seine Einwilligung gegeben, wenn auch schweren Herzens. Ihr war es ja recht, wenn Lilia noch wartete. Die war ja noch so jung! Kaum zwanzig Jahre, warum ihr die sorglose Mädchenzeit verkürzen!

Und doch stieg immer wieder eine leise Sorge auf im Herzen der sinnenden Frau, wenn sie der jungen Tochter gedachte.

Lilia war so ganz anders geworden. So ernst und so still seit der glimmernde Brillantreif sie zur Braut gemacht.

Und Frau Luzius fand den Schlüssel nicht zu dieser Wandlung, so sehr sie auch suchte und forschte.

Einmal hatte sie diese Bedenken ihrem Gatten geklagt, aber er hatte sie lachend getröstet.

„Mädchenlaunen!“ Die dürfe man nicht ernst nehmen.

Und nur zu gern hatte sie sich von ihm beruhigen lassen, der ihr überall, in jeder Lage, durch seine besonnene Ruhe überlegen war. Er war jetzt immer von einer gleichmäßigen Freundlichkeit, all sein polterndes, nörgelndes Unzufriedensein hatte er abgestreift ihr gegenüber. Vielleicht, daß er inne geworden war, wie seine Strenge das Vertrauen zerstört zwischen sich und den Kindern, daß er nun gut machen wollte auch an ihr, was er sie oft in Zorn und Unmut hatte entgelten lassen.

Sie empfand die Wandlung an ihm mit einem Gemisch von Genugtuung und Triumph. Kein Gedanke kam ihr, daß sie vielleicht im Irrtum sein konnte.

Sie nahm die Dinge so, wie sie sich ihr zeigten. Zu träge zum tieferen Nachdenken, zu sehr mit sich und den Sorgen des Haushaltes beschäftigt, ging ihr jenes seine Versehen vollständig verloren, was sonst die Frau in des Mannes Wesen lesen läßt wie in einem offenen, nur ihr verständlichen Buch. Draußen klang die elektrische Glocke, ihr Blick glitt nach der Uhr. Das war Susi, die aus der Gesangsstunde kam.

Sie hatte die Kleine liebgewonnen, die ihr über Lillas Abwesenheit ein wenig hinweghelfen sollte.

Nur gar so ernst war das Mädchen, so gar nicht Lilia vergleichbar mit ihrem adimnlegenden, schmeichelnden Wesen.

Da öffnete sich bereits die Tür und Susi trat über die Schwelle. „Guten Tag, Tanten! O, ist das kalt und naß draußen, und ein Sturm . . . brrr!“ Susi lehnte sich an den breiten Kachelofen, auf ihrem blassen Gesichtchen stand ein Lächeln.

„Ich soll dir Grüße bringen von Frau Doktor Seltz, Tanten, du müchtest auch heut Abend den Frauenverein nicht vergessen! Punkt acht beginnt die Sitzung!“

Frau Luzius stand seufzend auf.

„Da werde ich vor euch zu Abend essen, Kind. Dunkel kommt heut später, du wirst schon ein wenig sorgen für ihn, nicht wahr?“

„Aber gewiß, Tanten!“

„Schade, daß heut kein Theater ist,“ fährt Frau Luzius fort, „der Abend wird dir hoffentlich nicht zu lang, Kind . . .“

„O nein, Tanten! Dunkel liest doch Byron mit mir, weißt du!“

„Daß du an dem ernsten Zeug so Gefallen hast, Susi!“

Frau Luzius schüttelte lächelnd den Kopf und sah das Mädchen an. Diese kleine Susi! Wie ein Bäckchen sah sie aus in dem dunkelblauen fußfreien Rock und der weißen Sportbluse, nur in den dunkeln glänzenden Augen lag ein Ernst, der weit über ihre Jahre hinausging.

„Also auf Wiedersehen, Kleines, ich will mich rasch umkleiden!“

Die Tür fiel hinter Frau Luzius ins Schloß, Susi war allein. Mit vorsonnemem Lächeln schaute sie vor sich hin, dann ging sie hinüber nach Lillas Zimmer, wo sie am Flügel umgestört üben konnte. Sie sang so gern und hatte entschieden große Fortschritte gemacht in den vier Wochen, seit sie ihr Elternhaus verlassen hatte. Wie schön, wie wunderschön war jeder Tag gewesen hier in dem alten Haus, unter der Obhut von Onkel und Tante Luzius. Ein einziger Festtag dünkte diese Zeit ihr.

Und dabei hatte sie fleißig gelernt in der Schneiderstunde. Die weiße Tuchbluse, die sie heute trug, hatte sie sich beinahe allein angefertigt. So glücklich war sie hier, wie noch nie in ihrem ganzen jungen Leben! Der Boden des Hauses Luzius war wie geschaffen für ihr bewegliches Temperament, für all die Anlagen, die in ihr schlummerten und deren Wachstum man in ihrem Elternhaus eher behinderte als förderte.

Bürgermeister Luzius las mit ihr und fand mit Entzücken, daß er befehlen dürfte, blenden mit seinen Kenntnissen vor diesem jungen Geschöpf, das alles in sich vereinte, ihm entgegenbrachte, was er vergeblich so oft gesucht und entbehrt hatte.

Er sah es wohl, ihre junge Seele wuchs an ihm.

Und wie wir mit Stämmen und Entzücken das Ausblühen einer Blume verfolgen, die wir als mattes Pflänzchen bereits uns ins Haus getragen, mit diesem Gefühl sah jetzt Manfred Luzius die Tage kommen und gehen. Nie war er rastloser tätig gewesen in seinem Beruf, nie war er wohlwollender allem gegenübergestanden, was er sonst vielleicht schroff abgewiesen hätte.

Es war Freude in ihm, und aus diesem Gefühl heraus sah er Welt und Leben mit hellen Augen an. Selbst die langwierigste Sitzung konnte ihn nicht mehr in Unmut und Ungebuld bringen, wie das die Herren im Magistrat von ihm zur Genüge kannten, im Gegenteil, er fand schließlich noch einen Scherz, der die aufgeregten Gemüter beschwichtigen half.

Manfred Luzius fing an über sich selbst zu staunen. Jetzt erst empfand er, wie furchtbar leer sein Dasein sich dahingehämmert hatte, wie genügsam er gewesen war. Wie ein Uhrwerk war sein Dasein verlaufen, eintönig und farblos, und er hatte es nicht einmal empfunden, bis auf die nörgelnde Unzufriedenheit, die ihn dann und wann noch packte, noch aufrüttelte.

Das, was ihm alle nicht gegeben hatten in seinem reichen, wohltauggefüllten Leben, das seine, tiefe Versehen seiner Eigenart, das Sichfreuen an allem, was ihm das Leben schön und lebenswert machte, das Interesse für die Kunstwerke und Andenken, die er heimgebracht hatte von seinen Reisen, er fand es in diesem Mädchen, das kaum die Kinderschuhe abgestreift hatte, dessen Gedanken die seinen schon errieten, verstanden, oft noch ehe er sie in Worte gefaßt.

Susi hatte aufgehört zu üben. Es war acht Uhr und der Hausherr konnte jeden Augenblick kommen. (Fortsetzung folgt.)

Der Vierzehnte.

Humoreske von J. Eil.

(Nachdruck verboten.)

„Mama, ich gehe jetzt“, ruft Ilse v. Wendheim ihrer Mutter zu, „um elf Uhr beginnt unser Tennisspiel.“

„Warte noch, liebes Kind, du mußt mir auf dem Wege zwei Briefe besorgen.“

„Aber —“

„Es muß sein, Ilse, du weißt, daß wir nächste Woche den kleinen Gesellschaftsabend haben, und da sollst du mir für den Tag die Kochfrau bestellen. Gleichzeitig habe ich hier die Adresse einer Näherin, und, da meine beiden Töchter lieber alles andere tun, als ihrer Mutter ein bißchen zur Hand zu gehen, bin ich gezwungen, für einige Tage eine Näherin ins Haus zu nehmen um einige Ausbesserungen vorzunehmen. Hier, die Adresse ist Körnerstraße 115, den Brief gibst du ihr selbst ab und bittest um Antwort. Wo die Kochfrau wohnt, weißt du ja. Hast du nun alles verstanden, Ilse?“

„Alles kapiert, Mutti! Adieu — Adieu —“ Weg war sie.

Während nun die Mutter in der Küche ihren Hausfrauenpflichten obliegt, schlendert Ilse, den Tennisschläger schwingend und ein Liedchen vor sich hin trällernd, gemächlich die Straße entlang.

„Wohnt hier die Näherin Schmitt?“ fragt sie mit ihrer hellen, freundlichen Stimme den Portier des Hauses Körnerstraße 115, als sie dort angelangt ist.

„Zawohl, Fräulein, zwei Treppen.“

Ilse klappt die Treppen hinauf. Wichtig, da hängt ein Schild: „Frau Schmitt, Näherin“. Die darunter mit Reißnägeln befestigte Visitenkarte überfliegt sie in der Eile.

Sie drückt auf die elektrische Klingel, daß es gelst, doch niemand öffnet. Schnell noch einmal — noch ein drittes Mal. Öffnet denn niemand? Die Alte schläft wohl noch?

„Himmel Donnerwetter!“ Der Referendar Hans v. Hochstein sieht unwillig von seinen Akten auf. „Frau Schmitt, Frau Schmitt! Wichtig, die Alte ist wieder nicht da und ich kann Diener spielen.“

Argerlich geht er auf den Flur und reißt die Tür auf.

„Na, nehmen's mir nicht übel, aber —“

Vor ihm steht ein junges Mädchen, den Tennisschläger in der einen, den Brief in der anderen Hand.

„Ist Frau Schmitt nicht zu Hause?“

„Ja, das muß wohl nicht sein, da sie nicht aufgemacht hat.“

„Ach, wie schrecklich,“ seufzt Ilse, „ich hab's doch so eilig. Kommt sie denn nicht bald wieder? Ich muß nämlich zum Tennis.“

„Sie kann jeden Augenblick kommen. Wenn Sie auf sie warten wollen, gnädiges Fräulein —“

„Ach, ja, wenn's nicht zu lange dauert.“

„Darf ich bitten?“

Er macht die Tür zu seiner Stube auf.

„Wollen Sie gütigst Platz nehmen?“

„Sie sind wohl der Sohn von der Nährin?“ fragt Ilse naiv, als sie auf dem angebotenen Stuhl Platz nimmt, während er sich ihr gegenüber auf seinen Schreibstisch setzt.

Ein verstoßenes Lächeln zuckte um Hochsteins Mund. Aber — ein Student macht immer gern einen Akt.



Der berühmte Ostender Badestrand im Kriegsommer 1916.

„Zawohl, mein Fräulein, ich bin der Sohn von der Nähfrau. Ich nehme Bestellungen für meine Mutter in deren Abwesenheit an. — Wann soll sie zu Ihnen kommen?“

„In vierzehn Tagen, wenn sie dann frei ist.“

„O doch. Sie wird wohl frei sein. Darf ich vielleicht Ihre Adresse aufschreiben?“

„Frau v. Wendheim, Mozartstraße 36. — Und bitte, die Antwort, ob Ihre Mutter frei ist, bekommen wir auch bald, nicht wahr?“

„Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, sie wird schon frei sein, sonst wird sie eine andere Bestellung dafür aufgeben.“

„Wie nett das von Ihnen ist.“ Ilse hat sich erhoben. In ihrer überquellenden Dankbarkeit hält sie ihm sogar die Hand hin, die er galant an seine Lippen führt.

„Ich muß noch zu unserer Kochfrau. Wir haben nämlich nächste Woche eine Abendgesellschaft zu Hause. Vierzehn Personen können wir gerade setzen. Aber langweilig ist das immer. Ach ich muß mich beeilen, wenn ich nicht zu spät zum Tennis kommen will“, erklärt Ilse wichtig.

Hochstein kann ein Lächeln nicht verbeißen, als er ihre altkluge Redeweise so drollig aus ihrem rosigen Mündchen klingen hört.

„Warum lachen Sie denn?“ fragte Ilse erstaunt.

„Ach, ich dachte eben, wie gerne auch ich einmal eine soche Gesellschaft mitmachen möchte. Ich komme so selten in Damengesellschaft. Natürlich mit meinen Korpsbrüdern treffe ich häufig zusammen.“

Ilse's Erstaunen belehrt ihn über seinen Mißgriff.

Er schlägt die Augen zu Boden und seufzt hörbar: „Ja, die gute Mutter wollte es durchaus, daß ich studierte.“

„Und dabei ist sie immer Näherin geblieben?“
„Gnädiges Fräulein, Arbeit schändet nicht. Als Vater noch lebte, dachte er auch nicht, daß sie später einmal so arbeiten müßte. Aber, was hilft's.“

„Ach ja, wir sind seit des Vaters Tod recht arm, aber nähern kann feins von uns. Mutter muß alles allein machen.“

„Wollen Sie nicht Stunden nehmen bei — bei meiner Mutter?“

„Ich? Ich soll nähen lernen?“ Ilse lacht hellauf.

„Aber gnädiges Fräulein, wenn Sie doch später heiraten wollen, müssen Sie doch davon auch etwas verstehen.“

„Ach — wer wird mich wohl heiraten wollen — Geld habe ich feins und hübsch bin ich auch nicht.“ —

Sie bemerkt, daß sie plötzlich ihre Unbefangenheit verloren hat, doch wird sie gleich ihrer Verlegenheit wieder Herr und mit einem „Guten Morgen, Herr Schmitt“ schreitet sie der Tür zu.

„Wie?“

„Na, wenn Sie doch der Sohn der Nähfrau sind, müssen Sie doch auch Schmitt heißen.“

„Natürlich — gewiß — ich bin zwar eigentlich nur der Stiefsohn. Aber das tut nichts, ich stehe ihr treu zur Seite und helfe ihr, indem —“

„Das ist recht hübsch von Ihnen, daß Sie ihr helfen. Wir helfen nämlich unserer Mutter gar nicht. Ich will mir aber ein Beispiel an Ihnen nehmen und fahre nachher gleich nach Hause. Ich will das Tennis sein lassen und bringe ihr gleich Bescheid. Meinen Sie nicht auch?“

„Sehr lobenswert von Ihnen, und nicht wahr, wegen der Nähstunden, das überlegen Sie sich noch einmal, gnädiges Fräulein?“

„Ich hätte beinahe Lust dazu.“

Hochstein begleitet Ilse bis zur Tür und verfolgt ihren graziosen Gang mit den Augen bis er nichts mehr von ihr sieht. Dann geht er in sein Zimmer zurück, setzt sich auf den von Ilse soeben verlassenen Stuhl und träumt vor sich hin. Wiedersehen muß ich sie, das steht fest. — Aber wie? — Ob sie wirklich seinen Rat befolgen will und bei seiner Wirtin Nähstunden nehmen wird? — Dann könnte er ja wohl Gelegenheit haben, täglich mit ihr zusammenzutreffen.

Aber erst müßte er die Alte bearbeiten, damit sie nichts verrät. Frau Schmitt enttäuschte auch seine Hoffnung nicht.



Deutsche Kavallerie-Patrouille beim Pferdetränken an einem russischen Dorfbrunnen. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.



Die Reste einer starken franz. Verteidigungsstellung in dem von den Deutschen erstürmten Werk Thiaumont.



Die erste fahrbare Speiseanstalt in Dresden, welche kürzlich dem Betrieb übergeben wurde.

„Was, ich soll die Mutter vom Herrn Referendar sein?“ — Na ja, mir soll's recht sein, ich sage nichts. Ich will nur gleich Bescheid bringen, wenn ich kommen kann.“

„Ach, ja bitte tun Sie das.“ Und indem er ihr ein blankes Goldstück in die Hand drückt, spricht er noch hinterher: „Nicht wahr, liebe Frau Schmitt, wenn Fräulein v. Wendheim bei Ihnen nähen lernen will — so morgens — oder Sonntags.“

Frau Schmitt grinst verständnisvoll: „Ihnen zuliebe macht die Schmitt alles möglich.“



Dona Maria de las Nieves de Bragança de Bourbon, Infantin von Spanien,

die in der Pflegeanstalt für Schwerverwundete, Villa „Dachheim“ bei Schloß Ebensee am Traunsee (Oberösterreich), als Pflegerin und Oberschwester tätig ist.

„Sie wird Bescheid schiden, sie war ausgegangen. Ich habe mit dem Sohn verhandelt. — Ach, ist der hübsch! — Und Student ist er sogar gewesen und jetzt schon Referendar.“

„Dummes Zeug! Der Sohn einer Näherin wird studieren“, entgegnet Hilde, die älteste Tochter Wendheims. „Das hat er dir vorgegeschwindelt.“

„Ich hab' doch die Mähe und den Schläger gesehen, die hingen ja bei ihm an der Wand“, spricht Ilse heftig.

„Du bist gewiß in ein falsches Haus geraten und irgendein junger Herr hat sich einen

dummen Wit mit die erlaubt“, beschwichtigt die Mutter ihre jüngste Tochter.

Diese aber stampft ungeduldig mit dem Fuße.

„Das ist nicht wahr. Er hat doch selbst die Bestellung aufgeschrieben und sagt, er sei der Stiefsohn von Frau Schmitt.“

„Tavohl, er ist sehr schid, und daß seine Mutter nähen muß, kann er doch nichts dafür. Daß er sich desseinenicht schämt und der alten Frau hilft, finde ich sehr nett — viel netter, als daß wir Mama alles allein tun lassen.“

„Darum bin ich ja auch nicht zum Tennis gegangen, ich will bei Frau Schmitt nähen lernen, daß ich Mama helfen kann.“

Frau v. Wendheim zog gerührt ihre Jüngste in die Arme. „Liebes Kind, du hast ja deine Sache ganz vortrefflich gemacht“, tröstete sie.

Hilde schnitt ein spöttisch ungläubiges Gesicht und bestreift vor wie nach die Möglichkeit, daß der Sohn einer Nähfrau ein Korpsstudent und ein eleganter junger Referendar sein könne.

Der Streit wurde immer hitziger, bis das Erscheinen der Frau Schmitt dem Wortwechsel ein Ende machte.

Diese bestätigte denn auch alle Angaben Ilse und strich ihren „Stiefsohn“ so heraus, daß Hochstein seine helle Freude daran gehabt hätte, wenn er Zeuge davon gewesen wäre.



Ein 70jähriger Feldgrauer.

Regimentsfeldwebel H. Stern aus Eichenhagen bei Kiel, welcher als Militärdozent in einem Gefangenenlager im Osten tätig ist.



Deutsch-österreichisch-ungarische Waffenbrüderschaft im gemeinsamen Schützengraben.

Nach gründlichen Erörterungen über die demnächstige Tätigkeit Frau Schmitts im Wendheimischen Hause verabredete sich diese. Als aber, mit freudig strahlendem Gesicht, schließlich der alten Frau auf den Morridor nach und schmeichelte: „Ich würde gern ein bißchen näher lernen bei Ihnen, Frau Schmitt.“

„Warum nicht, Fräuleinchen, kommen Sie morgens zwischen neun und zehn Uhr, dann bin ich stets zu Hause.“

Als sie war glücklich, und auf die Bitte, ihre Mutter und Schwester nichts davon wissen zu lassen, gelobte die Alte strengste Diskretion.

Schon am nächsten Morgen begann Ilse ihren Kursus bei Frau Schmitt und Frau Wendheim wunderte sich im stillen, daß ihre Tochter schon so früh zum Tennis ginge. Sie kümmerte sich aber weiter nicht darum, und die Arbeit für das bevorstehende Fest nahm sie vollends in Anspruch.

Ilse besuchte dann vor wie nach jeden Morgen Frau Schmitt und der Referendar war meist anwesend. Er gab oft so verständige Ratsschläge, daß man deutlich merkte, er hatte von dem Rüstalent der Mutter manches geerbt.

Die Woche bis zum Wendheimischen Gesellschaftsabend ging schnell vorbei. Als nun am Vorabend Ilse nach beendeter Arbeit nach Hut und Mantel griff und beim Abschied Frau Schmitt mitteilte, daß sie morgen nicht kommen könne, da sie der Mutter helfen müsse, seufzte der Referendar: „Schade, daß ich nicht dabei sein kann.“ — In seinen hübschen Augen lag solch ein eigenartlicher Blick, daß es Ilse ganz sonderbar ums Herz wurde.

„Ja, es ist wirklich schade. — Aber wir haben nur für vierzehn Personen Platz bei uns.“

„Wenn nun einer abfragt, dürfte ich dann der Vierzehnte sein?“

„Gut,“ entschied Ilse nach einigem Nachdenken, „wenn einer abfragt, telephoniere ich Ihnen.“

Hochstein, den sein Betrug doch manchmal zu bedrücken anging, flüsterte ihr beim Abschied zu: „Gnädiges Fräulein, schon lange wollte ich Ihnen etwas erklären.“

Ilse hatte es plötzlich sehr eilig und entwichte mit dem Versprechen, daß sie ihn sofort benachrichtige, wenn einer fehlen sollte.

Am nächsten Tage, als alles im Wendheimischen Hause in fieberhafter Tätigkeit war, überbrachte ein Bursche Frau v. Wendheim einen Brief. Sie war blaß geworden, als sie die Zeilen gelesen hatte, und brachte nun mühsam hervor: „Eine Abfrage, jetzt sind wir also doch zu dreizehn. Ilse, zieh dich gleich um und lade eine Freundin von dir zu heut' abend bei uns ein.“

Frau v. Wendheim war auch eine etwas abergläubische Natur. Sie hätte lieber von allen eine Absage erhalten, als zu dreizehn an einem Tische sitzen müssen.

Ilse umarmt die etwas verblüffte dreinschauende Mutter stürmisch und eilt wie ein Wirbelwind zur Tür hinaus. Sie wußte sofort die Freundin, die sie per Telephon bestellen werde. Nach kurzer Zeit stürmte sie denn auch wieder ins Zimmer mit den Worten: „Mutti, ich habe den Sohn der Nähfrau eingeladen, daß wir nicht dreizehn sind.“

„Ilse, bist du toll! Wie kannst du so etwas machen!“ schilt die Mutter, während Schwester Hilde vor Erstaunen keine Worte findet.

„Warum denn, Mutti, ein Referendar hat doch sicher so viel gelernt, daß er es mit jedem gesellschaftlich aufnehmen kann. Ich habe ihn die letzte Woche fast alle Tage gesehen, und — er hat sich doch so darauf gestreut, und — ich auch.“

„Du auch? — Was soll das heißen?“

„Ach Mutti, schilt nicht. Ich habe schon die ganze Woche fleißig näher gelernt bei Frau Schmitt, statt zum Tennis zu gehen.“

„Aber Ilse, wie hast du mich so hintergehen können. Es ist einfach unglaublich, mit dem Sohne einer Näherin an einem Tisch zu sitzen, die in nächster Zeit als Nähfrau in unser Haus kommt. Ich verbiete dir hiermit ein für allemal, daß du das Haus der Frau noch einmal betrittst.“

„Ich glaube, Mama, am besten wäre es, man machte gute Miene zum bösen Spiel, denn wenn die anderen Gäste etwas ahnen —“ mischte sich Hilde ein.

„Er ist hübscher als die anderen,“ entgegnet Ilse, „außerdem ist er gar nicht der Sohn der Näherin, hat er mir eben durchs Telephon mitgeteilt, er ist der Referendar Hans von Hochstein, und er bewohnt nur ein Zimmer bei Frau Schmitt.“

Als sich Frau v. Wendheim mit vielen Seufzern und Kopfschütteln darein ergeben hatte, wurde die Arbeit wieder aufgenommen, und als am Abend alles im schönsten Lichterglanz strahlte, konnte man über das wohlgelungene Werk sehr zufrieden sein.

Ilse sah in ihrem weißen Kleide und ein paar prächtigen Blumen im Haar wie der Frühling selbst aus und ihr liebliches Gesichtchen strahlte wie eitel Sonnenschein. Der eigens für den Tag bestellte Diener meldete denn auch alsbald die ersten Gäste.

Herr v. Hochstein, den doch eine leichte Verlegenheit beschlich, als er Frau v. Wendheim gegenüberstand und seine Entschuldigung

strebte, begann, fand zum Glück einen alten Bekannten unter den Gästen, der die Situation schnell zurechtstellte.

Frau v. Wendheim war auch eine zu lebenswürdige Natur, um dem einnehmenden Wesen und Äußeren des jungen Mannes gegenüber lange steif bleiben zu können, und so gestaltete sich der Gesellschaftsabend bei Familie Wendheim zu einer recht gemüthlichen Feier.

Als nun im Verlauf des Abends der Referendar an Ilse die Frage richtete, ob die Nähstunden denn weiter genommen werden dürften, wies sie ihn mit holdem Erröten an ihre Mutter, die ihm lächelnd mit dem Finger drohte und doch dabei ihrer Jüngsten gütig Erlaubnis erteilte.

Tschin-fo und Tschin-si.

Ein chinesisches Märchen von W. Kabel. (Nachdruck verb.)

Tschin-fo besaß dicht am Flusse ein großes Stück Ackerland und eine Hütte, außerdem Tschin-si, ein Weib, das gut für ihn sorgte. Tschin-fo hatte demnach allen Grund, glücklich und zufrieden zu sein. Aber die Götter beneideten ihn um seine Herzensfröhllichkeit. Drei Jahre hintereinander ließen sie den Fluß über die Äcker treten, so daß die Ernte immer wieder von den gelben Fluten vernichtet und fortgeschwemmt wurde. Tschin-fo war bettelarm geworden. Niemand ließ ihm mehr den zur Aussaat nötigen Reis, und da er auch die Steuern nicht bezahlen konnte, kamen die Leute des Kaisers und trieben ihn mit seinem Weibe aus der Hütte hinaus. In dieser Not beschloß er, in die Fremde zu wandern. Tschin-si aber wollte sich bei einem reichen Herrn als Magd verdingen, bis ihr Mann mit seinen Ersparnissen zurückkehrte und sie wieder eine Hütte und ein Feld erwerben könnten.

Nach einem schmerzlichen Abschied trennten sich die Gatten. Tschin-fo fand in dem fremden Lande bald guten Verdienst, und da er sparsam lebte und nach Möglichkeit zurücklegte, hatte er bald eine kleine Summe zusammen. Da gedachte er das Geld seiner Frau zu senden, damit sie sich das Leben erleichtern könnte. Er fragte einen Landsmann, der mit ihm zusammen arbeitete, wie er das Geld wohl am besten in die Heimat schicken könne.

Der Landsmann war ein Betrüger. Er sagte, daß er alles nach Tschin-fos Wunsch besorgen würde, nahm das Geld an sich und behielt es. Dem vertrauensseligen fo aber erzählte er, das Geld sei längst unterwegs. Monate vergingen. Wieder hatte fo eine Summe erspart, die er abermals dem falschen Freunde zur Beförderung anvertraute. Dieser behielt sie wie die erste für sich, zeigte aber einige Zeit darauf Tschin-fo einen Brief, der angeblich von Tschin-si herrührte. Er las dem des Lesens untundigen fo das Schreiben vor, in dem die Frau ihren Gatten aufforderte, fleißig weiter zu erwerben. Sie wolle alles Geld gut aufbewahren.

So verfloßen mehrere Jahre. Der brave, nichtsahnende fo hatte dem listigen Landsmann immer wieder alles ausgehändigt, was er nur zurücklegen konnte. Hoffte er doch, später in der Heimat seine Schätze wiederzufinden. Bisweilen waren auch Briefe von Tschin-si eingetroffen, in denen jedoch nie etwas davon stand, daß fo endlich zu ihr zurückkehren solle. Trotzdem schöpfte der so schwer Betrogene keinen Verdacht.

Wieder gingen Jahre dahin. Da zogen die Pestdämonen durch das fremde Land, und die Menschen starben in Scharen dahin. Auch den falschen Freund Tschin-fos ereilte das Geschick. Dieser pflegte ihn bis zum letzten Augenblick. Da regte sich das Gewissen in dem Sterbenden. Er beichtete Tschin-fo, wie schmachlich er ihn hintergangen hatte, und bezeichnete ihm auch die Stelle, wo sein erspartes Geld und dasjenige des vergrabenen lag. Als er tot war, ließ Tschin-fo den Leichnam einbalsamieren, nähte ihn in Häute ein, kaufte ein Packpferd, lud die Leiche auf und schloß sich einer Karawane an, die nach der Heimat zog. So erfüllte er die letzte Bitte des Verstorbenen, in heimischer Erde bestattet zu sein.

Tschin-si hatte auf diese Weise all die langen Jahre auch nicht ein einziges Mal Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Sie glaubte ihn längst tot, und da Liang-Sun, dem sie als Magd immer treu gedient hatte, sie zu seinem Weibe machen wollte, gab sie nach einigem Zögern seinen Bitten nach. Aber sie konnte trotzdem Tschin-fo nicht vergessen, besonders da ihr zweiter Gemahl sie mehr wegen ihrer Tüchtigkeit denn aus Liebe geheiratet hatte.

Tschin-fo langte nach einer Reise von mehreren Monaten in der Heimat an. Zunächst suchte er den Ort auf, an dem der in der Fremde dahingegangene Landsmann bei seinen Ahnen beerdigt sein wollte. Als er diese fromme Aufgabe erledigt hatte, begab er sich zu dem Manne, bei dem Tschin-si damals vor Jahren ein Unterkommen gefunden hatte. Er fragte nach seiner Frau. Jener aber wies ihm barsch die Tür. Erst von Nachbarn erfuhr er, daß Tschin-si des Mannes Weib geworden war. Traurig ging er zum Richter und trug diesem die Sache vor.

Der Richter hörte ihn freundlich an und bestellte ihn für den nächsten Vormittag wieder zu sich.

Als Tschin-fo zur bestimmten Zeit bei dem Richter erschien, fand er dort auch Liang-Sun und Tschin-Li vor. Diese brach bei seinem Anblick in Tränen aus. Aber Liang-Sun fuhr sie hart an, so daß ihre Klagen bald verstummen und sie den Totgeglaubten nicht mehr anzuschauen wagte. Der Richter fragte darauf zuerst Tschin-fo, ob er sein Weib zurückverlange. Dieser bejahte eifrig. Nun wurde Liang-Sun gefragt, ob er Tschin-Li herausgeben wolle. Liang-Sun weigerte sich hartnäckig. Der Richter sann einen Augenblick nach und befahl dann den beiden Männern, nach zwei Tagen wiederzukommen. Er wolle sich den Fall bis dahin überlegen. Tschin-Li aber ließ er, da sie vorerst keinem von beiden angehörte, von seinen Leuten in das Gefängnis abführen. Dort sollte sie bei guter Verpflegung bis zum endgültigen Urteilspruch bleiben.

Die Gegner stellten sich, nachdem die zwei Tage um waren, wieder vor dem Richter ein. Dieser empfing sie mit betrübter Miene und machte ihnen unter vielen Entschuldigungen die Mitteilung, daß Tschin-Li sich am Morgen im Gefängnis aus Gram erhängt habe. Er führte die beiden Männer auch bis zur Tür des Gefängnisses und zeigte ihnen den Leichnam Tschin-Lis, der in dem halbdunklen Raume noch in der Schlinge hing. Dann schloß er die Tür wieder ab und reichte Liang-Sun den Schlüssel hin.

„Du hast Tschin-Li bis zuletzt als dein Weib betrachtet. Hier nimm den Schlüssel. Lasse sie abholen und gib ihr ein Begräbniß nach ihrem Verdienst.“

Aber Liang-Sun streckte die Hand nicht nach dem Schlüssel aus.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte er. „Tschin-fo hat als ihr erster Gatte doch mehr Anrechte auf sie. Mag er sie daher auch begraben.“

Der Richter rief seinen Schreiber herbei und ließ diese Äußerung feierlich zu Papier bringen. Dann wandte er sich an Tschin-fo.

„Tschin-Li ist nunmehr dein. Willst du sie also als ihr Gatte bestatten lassen?“

Tschin-fo griff eilig nach dem Schlüssel. Antworten konnte er nicht. Der Schmerz machte ihn stumm.

Da befahl der Richter ihm, die Tür des Gefängnisses sofort wieder aufzuschließen. Tschin-fo gehorchte. In der Mitte des Raumes stand Tschin-Li, lebend und gesund. Unter Freudentränen umarmte sie jetzt den geliebten, ihr wiedergegebenen Gatten.

Zu Liang-Sun aber sprach der Richter: „Du hast die Probe nicht bestanden. Meine List ist geglückt. Ich hatte alle Vorkehrungen getroffen, daß es so scheinen mußte, als ob Tschin-Li wirklich tot in der Schlinge hing. Die Tote wolltest du nicht, also geführt dir auch nicht die Lebende.“

Und bei diesem Spruche blieb es.

Tschin-fo und Tschin-Li aber lebten in sorglosem Glück noch viele Jahre.

Die Nervosität und ihre Heilung.

Von Hermann Vorkenhagen. (Nachdruck verboten.)

Unser Zeitalter wird häufig das nervöse genannt, weil die Zahl der Nervenkranke von Jahr zu Jahr zunimmt. Als die Ursache dieser Erscheinung wird oft die erschwerte Existenzmöglichkeit und das Hasten und Zagen im Erwerbsleben angesehen. Namhafte Ärzte und Gesundheitspfleger sind aber der Meinung, daß dies nicht immer zutrifft und sie behaupten, daß die Mehrzahl der Nervösen aus den Kreisen stammt, wo anstrengende und regelmäßige Arbeit am wenigsten zu finden ist. Dagegen steht aber bei ihnen das gesellschaftliche Leben in hoher Blüte. Die Menschen hasten und jagen von einem Vergnügen zum anderen, stete Abwechslung ist ihr Ziel und dabei vergessen sie ihre Gesundheit zu pflegen und sich auszuruhen. Ehe sie sich's versehen, flieht der Schlaf ihr Lager, sie werden unruhig in ihrem Tun und Lassen, sind zerstreut, oft verstimmt und gereizt. Ihr Zustand zeigt deutlich, daß sie krank, daß sie nervös sind. Nicht selten steigert sich die Nervosität in dem Maße, daß sie lebensüberdrüssig werden. Viele erliegen auch der Verzweiflung und machen ihrem Leben gewaltsam ein Ende. Es ist daher dringend notwendig, daß die Nervosität bei Zeiten geheilt werde.

Die Heilung der Nervosität ist bisher im allgemeinen durch ein Verfahren versucht worden, dem jedoch der Erfolg meistens versagt blieb. Abwechslung in einer anderen Umgebung war das einzige, was den Nervösen empfohlen wurde. Da sie gerade durch allzu reichliche Abwechslung und Anstrengung krank geworden waren, konnten sie auch, durch weitere Abwechslung keine Heilung finden. Andererseits plagte man die Kranken mit guten Ratschlägen, die ebenfalls ihren Zweck vollständig verfehlten und daher ihr Leiden nur noch verschlimmerten. Neuerdings ist man denn auch zu der Erkenntnis gekommen, daß die Heilung der Nervosität am besten durch die Nervösen selbst möglich ist. Sie

allein müssen zu der Erkenntnis kommen, daß eine vertehrte Lebensweise ihr Leiden verurlicht hat. Mit dieser Erkenntnis regt sich auch bei ihnen der Wille, die Vertehrtheiten aufzugeben und durch ein geordnetes Leben ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Bei diesem Streben müssen die Kranken nun gestärkt werden. Es muß ihnen gleichsam ein Halt geboten werden, an dem sich ihr Wille zur Gesundheit aufrichten und stärken kann. Einen solchen Halt bieten bezügliche Bücher. Im Verlag „Lebensreform“ in Berlin ist ein solches erschienen. Es betitelt sich: „Nervosität und Lebensüberdruß“ und sein Verfasser, Hans Horst, bekennet darin freimütig, wie er selbst Heilung von Nervosität gefunden hat. Nach ihm ist dafür die allgemeine Nervenhigiene die erste Bedingung. Diese legt er folgendermaßen dar:

1. Luft. Reine Luft bei Tag und Nacht ist Grundbedingung zum Gesundsein; sie regt den Blutumlauf an und verleiht uns dadurch erhöhte Lebensenergie.

2. Bewegung. Tägliche Körperübung im Freien, sei es Arbeit, Spaziergang oder Turnspiel, gleicht den Schaden eines gesundheitsschädlichen Berufes mit sitzender Lebensweise in schlechter Luft am besten wieder aus.

3. Ernährung. Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken ist die Garantie für ein gesundes und langes Leben. Sogenannte gemischte Kost, die sich bisher als die beste erwiesen hat; jedoch sei nicht vergessen, daß auf der anderen Seite unzureichende Ernährung ebenso schadet.

4. Wasser. Gewissenhafte Hautpflege und vernünftige Abhärtung, z. B. kalte Körperwaschung täglich und warmes Vollbad wöchentlich, Winter wie Sommer, fördern die Gesundheit wesentlich; ein Bad in rechter Weise genommen, erquickt Körper und Geist.

5. Arbeit. Gezielte, tüchtige, erfolgreiche Arbeit ist eine Heilkraft für Leib und Seele, Zuflucht und Trost im größten Leid.

6. Ruhe. Auch die gesündeste Arbeit, solche, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, in welcher alle Organe geübt und gestärkt werden, muß mit Ruhe abwechseln: Zweckmäßige Ruhe und Erholung findet sich jedoch nicht in lärmender und betäubender Genußsucht; ganz besonders ist die Nacht dem Schlafe zu widmen.

Zu dieser Nervenhigiene müssen selbstverständlich die Menschen erzoogen werden. Von Jugend auf muß bei ihnen der Wille zur naturgemäßen Lebensweise und Gesundheitspflege kräftig entwickelt werden. Dann werden alle Menschen auch von Nervosität freibleiben. Aber auch die, welche heute nervös sind, können durch die Kraft ihres Willens gefunden. Darum ruft ihnen Horst zu: was Goethe sagt:

Freier Gedanken

Vägliches Schwanken,

Weibliches Zagen,

Angstliches Klagen

Wenden kein Glend,

Nacht dich nicht frei.

Alle Gewalten

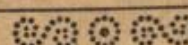
Zum Trost sich erhalten,

Nimmer sich beugen,

Kräftig sich zeigen!

Rufet die Arme

Der Götter herbei.



Fürs Haus



Tablettdedchen mit Zählgrund und Häfelci.

Zu der Umrandung des hübschen Dedchens wurden sog. Schweizer Stidereiimotive verwendet und zwar vier längliche und vier runde Muster, die eine feste Häfelante als Abzählung erhielten. Man arbeitet in jedem Randbogen der Stiderei 3 Stäbchenmaschen, 5 Luftmaschen und wieder 3



Stäbchenmaschen und so fort, bis die erste Tour beendet ist. 2. Tour: 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen, 5 Luftmaschen, deren letzte mit der ersten dieser 5 Luftmaschen zusammengefaßt wird, so daß sich ein Pilot bildet, nochmals 5 feste Maschen in den Luftmaschenbogen und so fort bis zu dem Ende. Man

schneidet sich die Form des Dedchens am besten aus Papier zurecht und legt die Motive beim Arbeiten auf dieses Muster, da die 8 Umrandungsmotive an den betreffenden Stellen durch Anschlingen der Pilots miteinander verbunden werden müssen und sich sonst die Form leicht verschieben könnte. In den Zählgrund, der 20 Zentimeter lang und 11 Zentimeter breit ist, zieht man in der Mitte mit feinem Glanzgarn ein leichtes Muster ein und säumt ihn dann auf der linken Seite den umhüllten Motiven an. Das ganze Dedchen mißt 28½ Zentimeter Länge und 20 Zentimeter Breite. Die Umrandung wirkt wie Koppelarbeit.

Sinnspruch.

Bevandte Sprecher trifft man häufig,
Denn schon ein Schwärmer spricht geläufig,
Indessen mancher mühsam sammelt,
Der nebenbei — Gedanken sammelt.

Edo Fromber.

Allerlei

Zwei Assessoren verfolgen mit Kennerbliden die eleganten Kreise, welche der Leutnant W. im Walzertakt auf dem Portett beschreibt. — „Du,“ sagt der eine zum andern, „der Leutnant scheint ein großes Licht zu sein!“ — „Weshalb denn?“ — „Weil er so kerkengerade tanzt!“

Descartes, der berühmte Philosoph (gest. 1650), war in seiner Jugend Soldat. Während er in Holland die Waffeu trug, war einst in den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen. Unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Bee- mann; er lächelte über den jungen Offizier und war sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöst hatte.

Kleine Rüge von Heinrich Laube. Es begegnete Laube öfters, daß er ein Stück bis zum dritten oder vierten Akt vollendet hatte und nicht weiter wußte. Dann gab es für ihn nur ein Mittel, er mußte eine kleine Reise unternehmen und mehrere Stunden in der dritten Klasse auf der Eisenbahn fahren. Wenn er dann recht zusammengerüttelt wurde, kamen ihm die besten Ideen. So lächerlich das erscheinen mag, so ernsthaft erzählte es Laube. „Als ich der letzte Akt der ‚Karlschüler‘ nicht einstellen wollte,“ sagte er, „brauchte ich bloß bis zur nächsten Station zu fahren, und der Akt war da!“ Wenn Laube am Schreibtisch saß, war er äußerst ungemächlich. Er schrieb alles doppelt: zuerst mit Bleistift, dann mit Tinte. Das, was er mit Bleistift schrieb, galt ihm noch nichts, da änderte er und verwarf rücksichtslos, die Tinte aber übte eine gewisse Macht auf ihn, und er entschloß sich nicht leicht, an einer Arbeit, die bereits mit Tinte geschrieben war, etwas zu ändern.

Preussischer Wig. An Friedrich des Großen Tafel war eines Tages die Rede von französischer und deutscher Literatur und es wurde die Meinung aufgestellt, die Deutschen könnten sich hinsichtlich des Wiges nicht mit den Franzosen messen. Man stritt lebhaft hin und her, da wandte sich Friedrich an den General von Zettow, einen alten, biederen Haudegen, und sagte in scherzhaftem Tone: „Er hat hier schon mehrere Male den Ausschlag gegeben, wenn die Meinungen geteilt waren, entscheide Er auch jetzt! Was meint Er darüber?“ — „Ew. Majestät,“ versetzte der alte General, „ich bin zwar nicht gelehrig genug, um mir hierin ein entscheidendes Wort zu erlauben, aber ich für meine Person halte es mit dem deutschen Wig, mit Mollwitz, Bunzelwitz, Lestwitz und Brittwitz!“ — „Das wird Ihnen seiner abstreiten, mein lieber Zettow, ich am wenigsten, darin hat Er vollständig recht“, meinte lächelnd der König. — Bei Mollwitz schlug Friedrich am 10. April 1741 seine erste Schlacht, bei Bunzelwitz verteidigte er sich in seinem mit bewundernswürdiger Schnelligkeit befestigten Lager gegen einen überlegenen Feind (1761), der Angriff des Majors von Lestwitz vom Regiment „Prinz Ferdinand“ mit 500 Mann aus allen Regimentern auf die Süptiger Höhen, die, ohne daß er es wußte, auch für das Griechische Korps das Ziel bildeten, half am Spätabend des 3. November 1760 den Sieg bei Torgau entscheiden, und der Rittmeister vom Zietzen-Kusarenregiment von Brittwitz rettete mit 40 Husaren nach der Niederlage bei Kunersdorf den König vor der Gefahr, von verfolgenden Kosaken gefangen genommen zu werden. — Das waren gute Wige!

Eine heilsame Erinnerung. Im vornehmsten Teile Londons hat sich der unermesslich reiche Lord Rothschild sein Wohnhaus erbaut. Es ist ein Bauwerk, das ganz seinem ungeheuren Vermögen entspricht. Um so mehr fällt es dem Beschauer auf, daß an ihm das Kranzgestirn einer Säule unvollendet gelassen ist und auch jahraus, jahrein in diesem unfertigen Zustande bleibt. Viele Leute haben schon verwundert gefragt: „Hat der Besitzer keinen Blick für diesen Mangel an seinem Hause? Wie konnte der Baumeister eine so mangelhafte Ausführung übersehen oder gutheißen? Bei jedem andern Sterblichen würde man glauben, das Baugeld sei ihm ausgegangen. Davon kann aber doch bei einem Rothschild keine Rede sein.“ Allerdings ist weder davon noch von einem Übersehen des Mangels die Rede. Der unvollendet gebliebene Säulenabschluss hat vielmehr eine ernste und tiefesinnige Bedeutung. Lord Rothschild ist ein orthodoxer Jude. Im Hause jedes frommen Juden muß aber nach uralter Über-

lieferung irgendein Teil unfertig gelassen werden, um Zeugnis davon abzulegen, daß der Besitzer und Bewohner sich nicht für ewig darin aufzuhalten gedenkt, sondern nur als ein Pilgrim und Fremdling wie Vater Abraham, der seine Zelte von Zeit zu Zeit abbrach und anderswo wieder aufrichtete. Wer diesen Zusammenhang kennt, der schüttelt über die unfertige Säule nicht verwundernd und mißbilligend den Kopf, er läßt sich von ihr eine ernste Predigt halten. Der Gedanke, den sie in ihm anregt, ist derselbe, den unsere frommen Ahnvorden sich in folgenden Zeilen als Hauslegen über ihre Haustür schreiben ließen:

Wir bauen uns hier so feste, Und sind doch fremde Gäste.
Doch wo wir sollen ewig sein, Da richten wir uns wenig ein.

C. D.

Gemeinnütziges

Werden Eier zu frisch gekocht, so bleibt das Eiweiß fleischartig. Erst am vierten Tage nach dem Legen lassen sich Eier gut kochen.

Während man geistig oder körperlich abgepannt ist, darf man die Mahlzeiten nicht zu sich nehmen. Es empfiehlt sich daher, vorher eine halbe Stunde, womöglich liegend, auszu- ruhen, damit die Blutverteilung im Körper eine gleichmäßige werde. Erst jetzt wird man, mit Aussicht auf Bessermöglichkeit, die Speisen zu sich nehmen können.

Brombeer- und Himbeersträucher sind gegen die Störungen des Wurzelwachstums besonders empfindlich. Deswegen ist im Sommer jedesmal tiefe Gaden und Graben zu vermeiden und nur öfters eine flache Bodenlockerung vorzunehmen.

Das Anarren der Türen läßt sich dadurch beseitigen, daß man etwas Graphit an den knarrenden Teil des Kegels oder Scharniers bringt, oder aber die Stelle mit der Spitze eines Bleistiftes kräftig reibt.

Zeitenknoten an Chrysanthemum müssen ausgelassen werden, sofern wir großblumige Pflanzen erzielen wollen. — Benötigen wir große Büsche oder Pflanzen für Beete, so ist das Auskniffen überflüssig. Dann kommt es auf die Gesamtwirkung der Blüten an.

Schenklappen bei Pferden schaden den Augen beim Fahren gegen Wind. Sie leiten viel Wind in die Augen. Die Pferde scheuen dabei oft ebenso, als wenn sie keine Schenklappen hätten.

Nervöse Menschen soll man nicht zu oft nach ihrem Befinden fragen, denn diese werden hierdurch immer wieder an ihren Zustand erinnert, und Nichtbeachtung ist

Auflösung.

P	B
O	R
K	A
R	S
G	I

diesen Patienten meist besser als zu große Teilnahme. Der oberste Grund- satz in der Behandlung Nervöser lautet: Ablenkung von dem Leiden.

Logograph.

Mit einem m umgibt es dich,
Mit r zeigt's in der Küche sich,
Und wird es mit dem l genannt,
Ist's als ein tapf'rer Mann bekannt.
Julius Fald.

Anagramm.

Der junge Mann, den du nennst 's Wort,
Dient mit viel Freud' beim verstellten Wort.
Fritz Guggenberger.

Schachlösungen:

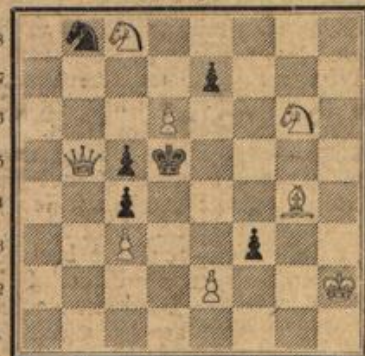
Nr. 158. 1) Dg4 etc.
Nr. 159. 1) Tfs,b5. 2) Kf7;
1) ... b6 2) Te8.

Wichtige Lösungen:

Nr. 146. Bon G. Brandt in Dödenhuden.
Nr. 147. N. Schulze in Velsch, Sa.
Nr. 148. Bon B. Notkenschäfer,
W. L. R. in F. Lehrer F. Schäfer in
Eilen-N. Nr. 149. Bon Postlektor G.
Eichenbrenner in Münstingen. W. L.
R. in F. Lehrer F. Schäfer in Eilen-N.
Nr. 150. Bon Ranzler M. Matthes-
in Mies a. G.

Problem Nr. 160.

Von C. Remo. (Deutsche Schachzeitung).
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Sieh auf dich und die Meinen, dann erst schilt mich und die Meinen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und heraus-
gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.